

Nr. 105. Bromberg, den 10. Mai 1932.

Das harte Geschlecht

Roman von Will Vesper.

(17. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Auch König Hrörek hatte nicht vor, in Grönland zu bleiben. Er kam zu Ref und sagte: „Jetzt hast du mich gerettet und mich wieder zu einem freien Manne gemacht. Nun habe ich noch eine Bitte, daß du mich nach Island sendest, wenn ein Schiff dorthin fährt, dem ich mich anvertrauen kann. Ich habe dort viele Freunde und könnte dort manches ausrichten, was dem Dicken nicht lieb wäre. Viel vermag ein Blinder nicht, aber ich bin wohl eine Warnung für jeden, der mich ansieht: Wahrt eure Freiheit."

„Eine Warnung für die Mutigen", dachte Ref, „und ein Schrecknis für die Feigen." Er war heimlich froh, daß Hrörek die Siedlung verlassen wollte. Allzuviel Unruhe brachte er unter die Leute.

„Ich wollte ohnedies in diesem Sommer wieder ein Schiff nach Island zu meinem Oheim senden. Dort verkaufen sich alle Waren leichter", sagte er.

So fuhr Hrörek im Anfang des Sommers bei gutem Wind mit einem Schiffe Refs nach Island. Bolli Hackennase führte es. Der Wind blieb ihnen treu und nach acht Tagen schon liefen sie in den Breitfjord ein. Von einer so guten und schnellen Fahrt hatte man bis dahin nur selten gehört.

Nur Stein und Björn, Refs kleine Söhne, vermißten König Hrörek sehr. Oft war der König auf sich selber angewiesen und allein, wenn alle im Hause ihren Geschäften nachgingen. Dann setzte er sich draußen vor dem Hause auf eine Bank und plauderte mit den Knaben. Auf jedes Knie setzte er eins der Bübchen und begann zu erzählen. An seinem langen Barte hielten sie sich fest. Anfangs war er den Kindern unheimlich gewesen, mit seinen immer geschlossenen Augen. Aber niemand erzählte so gut wie er, und manchmal war es wie Gesang. Unaufhaltsam und berauschend waren seine Worte, wenn er von alten Zeiten sprach, oder von Odin und Thor, von den Göttern und Elben. Die Knaben waren wie bezaubert. Und wieviel hatte König Hrörek selbst erlebt auf allen seinen Heerfahrten, Gutes und Schlimmes, lauter wunderbare Dinge. Das hatte schon angefangen, als er noch ein ganz kleiner Knabe gewesen. — Und nun war er fort. Nur gut, daß Buckel noch da war. Jetzt liefen die Bübchen wieder zu ihm, und er machte ihnen Flöten aus Weidenbast und schnitzte ihnen Pfeile und Bogen. Er lehrte sie Sehne und Pfeil richtig zu fassen, nicht mit dem Daumen, sondern nur leicht zwischen Zeigefinger und Mittelfinger. Er baute ihnen kleine Mühlen, die am Bache klapperten. Auch Buckel wußte Geschichten, kleine drollige Märchen von dummen Trollen und klugen Hasen, von dem Wolf, der einen ganzen Bauernhof mit Mann und Maus auffraß, und von dem Bären, der in ein Honigfaß fiel. Aber solche Geschichten, wie König Hrörek, wußte er nicht.

*

Noch vor dem Herbst kam Bolli Hackennase mit den anderen aus Island zurück. Sie hatten die Waren gut verkauft, aber sonst brachten sie nicht viel erfreuliche Nachricht. Sie hatten König Hrörek bei Gest gelassen, und die beiden Alten erzürnten sich miteinander über die neue Zeit. Die Freunde Olafs des Dicken hatten in Island die Oberhand und Gudmund von Labkrautfelden erhob sogar Abgaben für den König.

Bolli Hackennase brachte auch Nachricht von Thorhall Weidmann und den Männern, die Ref in Bachmünde zurückgelassen hatte. Schwer fiel es Ref aufs Herz, daß er sich so lange nicht um sie gekümmert hatte. Er war hier festgewachsen in seinem Glück. Immer hatte er gehofft, daß sie ihm folgen oder doch Botschaft senden würden, und jetzt waren sie heimgekehrt nach Island auf Refs erstem Schiff, das einst so viel Aufsehen gemacht hatte. Kurz vor der Küste, bei den Grimsteinen aber, waren sie im Sturm auf die Felsen gelaufen. Die Wogen hatten den „Kranich" zerschlagen, und außer dem nackten Leben hatten die Männer wenig gerettet. Gaut Grimssohn war nicht mit ihnen heimgekehrt. Erst hatte man geglaubt, daß er bei dem Schiffbruch ertrunken sei, aber jetzt war herausgekommen, daß die anderen ihn in Bachmünde zurückgelassen hatten, oder daß er nicht mit ihnen hatte segeln wollen. Das war nicht so genau zu erfahren. Vielleicht war auch alles Gerede. Thorhall hatte sich nicht genau darüber geäußert. Er hatte sich mit den anderen, die mit ihm gekommen waren, auf einem Norwegerschiff eingekauft und war davongefahren. Er wollte wohl vermeiden, Ref zu begegnen. Gauts Vater, Grim, hatte Bolli sehr gebeten, daß sie doch nach Gaut suchen möchten.

Ref machte sich selber Vorwürfe, daß er die Männer in Bachmünde so lange im Stich gelassen hatte. „Ich kann sie nicht tadeln", sagte er. „Woher sollten sie wissen, ob ich noch lebte. So schnell verging die Zeit und immer ist der nächste Sommer kürzer als der vorhergehende."

Ref ging an diesem Abend zu Thorstein dem Schwarzen und die beiden saßen lange alleine beisammen und verhandelten miteinander. Thorstein hatte keine guten Nachrichten aus der Westsiedelung bekommen. Thorgils Vikarskalli war in diesem Sommer mit einem Schiff dort gewesen und hatte seine Tochter Aud an einen mächtigen Mann namens Gunnar vermählt. Leif Erichssohn hatte sich auf eine neue Fahrt nach Vinland begeben, seinen Bruder Thorwald zu suchen, und Gunnar stand jetzt der Westsiedelung vor, und die Norweger und Königsmannen, die in die Siedelung kamen, wohnten bei ihm. Es war zu erwarten, daß Thorgils nun ganz anders auftreten würde, und daß König Olaf nun auch hier im Osten mehr Anhang finden würde als bisher. „Wir werden uns darein finden müssen", sagte Thorstein. Aber Ref schüttelte nur den Kopf und dann verhandelten sie weiter.

*

In diesem Winter begann Ref heimlich ein neues Langschiff zu bauen. Es sollte ein großes seetüchtiges Schiff werden, größer noch als der „Kranich" gewesen war. Ref arbeitete den ganzen Winter daran in einem Schuppen, der vorne an der Landzunge zwischen Wiesenhang und Bucht lag. Er ließ niemand zusehen, was er da machte. Nur

Thormod, Helgas Ziehbruder, durfte ihm helfen. Es war nicht nötig, daß über die Größe des Schiffes viel geredet wurde.

Eines Abends nun, als Ref noch allein bis in die Dunkelheit hinein gearbeitet hatte, ging er müde nach Wiesenhang hinauf. Es hatte den ganzen Tag geschneit, aber nun hatte es sich aufgeklärt. Alles war weiß und glitzerte im Nachtschein. Da sah Ref plötzlich vor sich auf dem Pfad frische Bärenspuren, und als er aufblickte, stand ein Bär nicht weit von ihm am Meer. Ref war ohne Waffen. Auch seine Axt hatte er im Schuppen liegen lassen. Da es ihm nicht gut schien, dem Bären so unbewaffnet zu begegnen, drehte er eilig um, lief nach dem Schuppen zurück, öffnete, suchte im Finstern das Beil, klemmte es unter den Arm, schloß den Schuppen wieder ab und rannte dann dorthin, wo er den Bären gesehen hatte. Über all dem verging ziemlich viel Zeit. Während er zurücklief, fiel Ref ein, daß dies vielleicht Buckels kleiner Bär sein könnte, der nun groß geworden und einen Besuch machen wollte; denn sonst waren die Bären nicht so frech, daß sie mitten in die Siedelung kamen. Er beschloß also, ihn daraufhin anzusehen, aber als er an die Stelle kam, wo er den Bären getroffen, sah er, daß ihm inzwischen schon andere zuvorgekommen waren. Zwei von den Thorgilssöhnen, Theingil und Orm, waren von einer Bootsfahrt heimgekehrt, hatten den Bären auch gesehen und ihn erschlagen. Sie hatten aber auch bemerkt, wie Ref zurückgelaufen war. Sie knieten jetzt über dem Bären und schlugen ihn aus dem Fell. Ref trat heran, grüßte und griff nach dem rechten Ohr des Bären. Er fand da wirklich den Einschnitt, das Zeichen, das Buckel ihm als Herdmarke ins Ohr geschnitten hatte. Alle Schafe Refs trugen das gleiche Zeichen. Ref wies es den Thorgils Söhnen. Theingil lachte verlegen und sagte: „Ein merkwürdiges Schaf ist das. Ich habe noch nicht gehört, daß man Bären mit einer Hausmarke versieht und sie dann herumlaufen und vielleicht Menschen erschlagen läßt."

„Ich denke auch keinen Anspruch auf den Bären zu erheben", sagte Ref. „Aber es ist das Tier, das Buckel gehörte. Es wollte vielleicht nur seinem Freunde einen Besuch machen."

„Uns hat er nichts davon gesagt", meinte Theingil.

„Ich erwarte auch nicht, daß ihr dafür Verständnis habt", sagte Ref, drehte um und ging nach Hause. Er sagte niemand etwas von dieser Begegnung.

Als die Thorgilssöhne heimkamen und in die Stube traten, lag Thorgils auf der Bank, richtete sich auf und fragte, was sie gefischt hätten. Sie antworteten: „Nicht viel, aber einen Bären erlegten wir beinahe hier vor der Türe." Das fand Thorgils großartig und lobte sie, und sie beschrieben, wie sie den Fang gemacht hatten. Aber davon sagten sie nichts, daß es Buckels Bär gewesen war. „Wir hätten ihn vielleicht nicht bekommen", sagte Orm, „wenn dieser Ref etwas mehr Mut gehabt hätte. Wir sahen seine Spur von dem Schuppen kommen, bis dahin wo der Bär gestanden, und dann wieder zurück nach dem Schuppen."

„Und in diese Spur", sagte Theingil lachend, „hatte er vor Angst sein Wasser laufen lassen. Die Helga hat da einen Hasen zum Mann bekommen."

„Erst als wir den Bären erlegt hatten", sagte Orm, „wagte er sich wieder heran, machte ein paar Redensarten und schlich davon."

„Der Duckmäuser", sagte Theingil und schloß noch viele Schmähungen daran. Er hatte es nicht vergessen, daß Helga diesen Ref ihm vorgezogen hatte. Thorgils hielt sich den Bauch vor Lachen über den Feigling, der vor Angst auf die Erde wässerte, wie ein junger Hund. „Das ist ja kein Mann", sagte er, „das ist ein altes Weib, und so einer spielt sich hier auf und macht sich nun schon so lange wichtig. Solche Kerle sollten in Grönland nicht geduldet werden." Sie konnten sich alle nicht genug tun in Spott und Lachen. Dann gingen sie und holten das Bärenfleisch.

Es dauerte nicht lange, da wußte die ganze Siedelung von dem Abenteuer mit dem Bären. Wohin die Thorgilssöhne kamen, erhoben sie ihr Lachen und ihre Spottreden, und je mehr sie redeten, um so lustiger wurden sie und um so mehr erfanden sie hinzu. Thorgils wagte sogar zu sagen: Auf Island habe man diesen Ref in seiner Jugend lange für ein Weib gehalten, erst für einen Trottel und später für ein richtiges Weib in Hosen. Sein Oheim habe ihn fortgeschickt, um die Schande los zu werden. „Da heißt es, er hätte Männer erschlagen. Wenn er ein Mann wäre, so hätte er nicht so lange still neben uns gewohnt. Mit meinen Jungens hätte er wohl eine Rechnung abzumachen gehabt. Aber ein Kerl, der in die Hosen macht, wenn er einen Bären sieht . . ." Thorgils und seine Burschen wurden immer frecher und füllten die Siedelung mit ihren Verleumdungen. Auch das wagten sie jetzt zu sagen in ihrem Übermut, daß die drei Brüder nicht weit gewesen wären damals, als das Feuer auf Weiberhalde brannte.

Ref bekam bald zu wissen, was über ihn geredet wurde. Thorstein der Schwarze erzählte es ihm. „Du kannst jetzt nicht mehr lange schweigen", sagte er. „Alle glauben das Geschwätz." Aber Ref drehte sich um, spie aus und sagte nichts.

Am meisten erregte sich Thormod, als er von dem Gerede erfuhr. „In einen schönen Ruf bist du gekommen", sagte er zu Ref. „Ich habe dich immer für einen tüchtigen Mann gehalten und darum war ich für deine Heirat mit Helga. Was würde nun Björn dazu sagen, daß du eine solche Schande auf dir sitzen läßt."

„Ehe man andere aufreizt", sagte Ref, „sollte man sich erst überlegen, was man sagt."

„Es wird nicht leicht sein, gegen Thorgils und seine Söhne aufzutreten", sagte Thormod, „namentlich jetzt, wo sie glauben, viele auf ihrer Seite zu haben. Aber wir sind auch nicht wenige, und lieber alles ertragen, als daß solche Schande im Hause wohnt."

„Ich habe dich weder um deinen Rat noch um deine Hilfe gebeten", sagte Ref.

•

Zum Julfest gab es auf Wiesenhang ein großes Gelage. Ref lud alle seine Freunde zu sich ein. Nicht allzu viele kamen, aber doch hatte er noch manchen tüchtigen Mann bei sich. Ref hatte zu dem Fest fast sein ganzes Vieh schlachten lassen, viel mehr, als sie essen konnten. Er behauptete, er habe zu wenig Heu, um die Tiere durch den Winter zu bringen. Was vom Fleisch übrigblieb, ließ er trocknen und einsalzen. Immer war er viel mit Thorstein zusammen. Der Schwarze war jetzt fast mehr in Wiesenhang, als auf seinem eigenen Hof. Ref arbeitete ununterbrochen an seinem Schiff. Immer steckte er im Schuppen. Es wurde ein großes, seetüchtiges Langschiff, zu weiter Fahrt zu gebrauchen. Als im Frühling das Eis aufbrach, war das Schiff fertig. Ref taufte es und nannte es den „Eisbären". Er ließ nun auch viele Waren hinunter in den Schuppen schaffen. „Ich werde wohl Bolli wieder einmal auf Handelsfahrt nach Island senden", sagte er. „Auch du, Thormod, kannst diesmal mitfahren." Aber Thormod war verdrießlich und schien keine Lust zu haben. Ref ließ dennoch alles zu einer großen Fahrt rüsten.

Als alles soweit vorbereitet war, schmiedete Ref sich einen kurzen kräftigen Speer, gleich gut zu Hieb und Stich. Den Schaft beschlug er mit Eisen, und Spitze und Schneide schliff er messerscharf. Es war eine ungewöhnliche, aber sehr handliche Waffe, die sich Ref ausgedacht hatte. Er nannte sie Hel, nach der Todesgöttin, und schnitzte ihr Runenzeichen in den Stiel. Als er damit fertig war, ging er gegen Abend nach Bucht hinüber zu Thorgils Hof. Den Speer Hel hatte er als einzige Waffe bei sich. Als er durch die Dunkelheit um die Bucht herum ging, war es ihm, als eile jemand vor ihm her. Er blieb stehen. Aber dann hörte er nichts mehr. Nur wenn er selber ging, gingen auch die unsichtbaren Schritte. Da lief er schneller, aber er holte niemand ein, und plötzlich war ihm, als ginge da eine alte Frau vor ihm, ein wenig gebückt und doch festen Schrittes, wie seine Mutter gegangen war. Er rief leise „Mutter", aber nur der Schrei einer Eule antwortete ihm. Dann war nichts mehr zu hören. Diese Begegnung bewegte ihn sehr und festigte seine Entschlüsse.

Es war Nacht, als Ref in Bucht ankam. Es war sehr still auf dem Hof, denn die Thorgilssöhne waren zum Fischfang ausgefahren und noch nicht daheim. Nur in der Küche war Licht von dem Herdfeuer. Ref trat leise ein und zog die Türe hinter sich zu. Thorgils hockte am Herd und kochte selber irgend etwas für die Söhne, die bald heimkommen sollten. Alle anderen Hausgenossen hatten sich schon schlafen gelegt. Es war sehr heiß in der Küche. Thorgils war halbnackt und wärmte sich den haarigen Bauch

am Feuer. Er sah aus wie ein Troll. Unter seiner Nase hing ein Bart wie Walroßzähne. Die Lippen dazwischen hatte er vorgeschoben wie einen Rüssel. Es war kein schöner Anblick. Und doch war seine Tochter And berühmt wegen ihrer Schönheit. Daran mußte Nef jetzt denken, und wie seltsam manchmal alles zugeht.

(Fortsetzung folgt.)

Frühling um Beethoven.

Skizze von Alfred Petto.

Einmal streifte Beethoven durch den Mödlinger Wald. Wie immer trug er in der Rocktasche das arg mitgenommene Notennotizbuch (Quartformat) und das Konversationsheft, das ihm im Verein mit dem dicken Zimmermannsbleistift der besseren Verständigung diente. Er hatte den lichtblauen Frack mit den gelben Messingknöpfen, die blauen Pantalons, die weiße Weste und Halsbinde an, war bunt, frühlingsbunt und schmetterlinghaft wie die Wiesen und Gärten, die er durchzog. Drüben stand der Wald. Aus den Feldern brach das Trillieren der Lerche. Er zog die Watte aus den Ohren, der Lerchenruf wurde mit einem Male schärfer, fast ganz deutlich. Die Brust zersprang ihm fast vor Freude. Wie selten hatte er solche Tage, an denen er besser hörte! Das waren Feiertage, die er mit zitterndem Jubel genoß. Leid, Mißtrauen waren plötzlich vergessen. Wie ein Kind öffnete er die Arme, schwenkte den großen Hut, brummte vor sich hin und stürmte in den Wald hinein. Da war es still. Die Blätter knisterten im Wind wie Seide. Die Bäume ragten wie Säulen über ihn her. Ein Häher, der Polizist des Waldes, flog auf und kreischte seine Warnrufe in das schlummernde Haus der Vögel: He da, aufpassen, da kommt ein Mensch, ein Mensch wie ein Ungetüm, schwenkt den Hut, die Haare starren borstig, die Arme fuchteln um seinen Körper, aufpassen, hähähä . . .!

Beethoven stieß einen verächtlichen Brummer aus. „Hähähä!" äffte er nach. „Das ist nun ein Geschöpf Gottes und krächzt und kreischt wie knarrendes Holz. Pfui, schäm dich, Stümper, Stümper!"

Er brüllte laut, sein Lachen knirschte ihm in den Ohren, es erinnerte ihn daran: Du, heut ist Feiertag für dich, du hörst, du hörst! Und er lachte noch einmal dröhnend, daß es durch die Bäume schallte. Kein Mensch war weit und breit. Die Sonne fingerte durch die Äste. Über den Baumkronen schaukelte der blaue Himmel, durch die Schneise kam ein dickes Wolkenschiff angetrieben. Der laubbedeckte, warme Boden atmete und strömte Leben aus, er federte unter den Schuhen wie der warme Pelz eines schlummernden Tieres. Nach ein paar Schritten schloß sich eine Schonung auf. Die Sonne floß aus den Wolken. Lautlos schwirrte ein Vogel auf. Wegauf, wegab, über feuchte Radspuren, die sich ins Uferlose und Weite verlieren, über Gräben, Bäche, Holzstämme und Waldwiesen preschte er weiter. Ach, nun will ich diesen Tag ganz auskosten, nahm er sich vor, diesen Feiertag! „Ich hasse Wien, diese Stadt Wien. Hier dehnt sich etwas wie Freiheit, Unendlichkeit, Göttlichkeit. Die Stadt? Dieses Meer von Steinen, Häusern, Mauern und Fenstern, die starrblickenden Augen gleichen, ist Gefängnis, Siechenhaus, Hexentrubel der Niedrigkeit. Wenn sie abends in den Lokalen beim Weine hocken, diese gedrückten Menschen, und gröhlen und wenn sie nachts heimtorkeln und wie Narren lachen, daß die dunklen Gassen aufgerüttelt werden, nicht anders ist diese krampfige Geste, als wollten sie alle über die Häuser und Mauern und Fenster hinaus, aus der Enge und Tiefe, hinauf zur Sonne. Auch ich bin einer von diesen Gefesselten! Die Stadt bringt Alleinsein, Schwermut, Resignation. Ich denke viel über mich nach, die täglich zunehmende Ertaubung meines Gehörs, die unheilbar zu werden scheint, unerfüllte Wünsche, verschüttetes Liebesbegehren. Und keine Kraft in mir, die zum Leiden, Handeln, Überwinden nötig ist. Ich bin allein, auf furchtbare Art allein . . .!"

Durch die Ackerfurchen trollte sich eine Goldammer. Ihren Ruf „Tsi . . . ühdsi, tsi . . . ühdsi" vernahm er ganz deutlich. Er setzte sich an den Wegrand und wartete, bis sie wieder sang. Das sirrende, simple Liedchen wiegte sich in die Landschaft von nickenden Halmen, knisterndem Gras und huschenden Mäusen ein. Er wölbte das Ohr, das Liedchen zirpte einige Male rasch hintereinander, und die stille Flur hörte ihm nickend zu. Musikalisch war das „Tsi . . . ühdsi" vielleicht durch das zweigestrichene „d" darstellbar, sechzehntel oder zweiunddreißigstel Wohllaut ist nicht daran, dachte er, aber Innigkeit, wohlige Einfältigkeit, wie manche Frauen singen, hell und dünn, wenn sie ihr Kind im Schoße halten: „Wie hab ich dich so liiiiiib!"

In den hohen Ähren raschelte und scharrte jetzt auch die Wachtel. „Pickwickwick!" rief sie herüber. Es klang wie kurze, harte Schläge auf ein Holzbrettchen, betriebsam, geschäftig. Auch das versuchte er in die Maschen des Notennetzes einzufangen. Dann schrieb er sich beide Motive auf und ging pfeifend in den Wald zurück. Das Tälchen, das er jetzt erreichte, grub sich tief und im Zickzack in den Schoß der Erde. Jenseits stieg ein Pfad durch Ginsterbüsche zu einer Buche hinauf, die sich breitästig über ein kahles Wiesenstück spreizte. Keuchend kletterte er hinauf. Als er oben war, fühlte er sich müde und in Schweiß gebadet. Durch das linke Ohr ging ein Ziehen, bald darauf auch durch das rechte. Er legte den Rock ab und streckte sich unter die Buchenäste.

„Nun liege ich da", empfand er, „in den Armen der Gottesnatur. Ihr warmer Atem weht über mich hin. Ich spüre die Liebe und Güte darin. Die Menschen strömen Kälte aus, sie sind roh, boshaft, gemein. Nur die Natur ist gut, und was ein Stück der Natur ist, die Kunst. Ach ja, für mich gibt es nur die Kunst. Sie stärkt mich, erhält mich, vielleicht würde ich sonst nicht mehr leben."

Ein melodischer, farbiger Vogelruf zerschnitt seine Gedanken. „Dadidlijo . . . dadidlijo . . .!" rief der Vogel. Beethoven hob den Kopf. Ach, das ist der Pirol, der Pfingstvogel! Sein Ruf ist eigentlich noch schöner als das Goldammer-Liedchen, hat musikalische Wohlform. Aber es ist etwas darin, wie noch? Als rufe einer nach mir, der mich genau sieht, der oben in den dunklen Ästen sitzt.

„Dadidlijo — räj . . räj . . . dadidlijo . . ."

Jetzt stand Beethoven vom Boden auf. Es fröstelte ihn über den ganzen Körper. Der Boden war vielleicht doch noch zu feucht. Er formte die Ohrmuschel. Wieder der Ruf: dreiachtel „g", halbes „es", C-Moll. Der Ruf hatte einen tiefen Sinn; er erhob sich eindringlich über das Geflüster der Meisen und Schwätzer, rief an, begehrte Antwort, pochte, klopfte an das Gewissen. Er zog das Notizbuch hervor, brachte das Thema zu Papier, variierte es, drängte es thematisch zusammen, spannte es analytisch aus. Er horchte wieder, und als ihn mehr und mehr zu frösteln begann, zog er den Rock wieder an. Plötzlich spürte er, daß sein Ohr wieder taub war. Starrheit umlauerte ihn. Er wollte die Watte aus den Ohren reißen, aber sie war ja schon heraus. Schmerz überkam ihn, der Festtag war vorüber, die Welt stand wieder stur, kulissenhaft um ihn her und starrte ihn spöttisch an. Sein Herz zog sich weinend zusammen.

Er stülpte den Hut auf, bohrte die Hände in die Hosentaschen. Weg um Weg, Baum um Baum stampfte er wieder zurück. Was zuvor noch Resonanz und Farbe hatte, die Kornfelder, die rauschenden Blätter, das Bächlein, — das war nun maskenhaft hölzern und starr. Hasen stoben auf, als er die Felder durchquerte. Unaufhaltsam zog es ihn heim.

Denn das Pochen und Klopfen, das scharfe „Dadidlijo" hatte jetzt plötzlich einen Sinn, einen schmerzlich tiefen Sinn: „So pocht das Schicksal an, eindringlich wie ein spitzer Knöchel: Ich habe dich noch nicht vergessen, Beethoven, du bleibst nicht verschont, nein, nein, wenn ich auch für einen Tag die Hand von dir wegziehe . . . ich bin noch da, dadidlijo, ich bin noch da! Ich gehe weltum, von Tür zu Tür, wie ein Schatten husche ich an den Wänden entlang! Ihr Menschen habt euren Schlaf, eure Settheit, ihr döst und gähnt, aber trotz allem: Ich bin noch da, heute dir, morgen dem!"

Und immer stärker und drängender formte sich in ihm das Thema. Daheim, vor dem Flügel — die Sterne standen in den fahlen Fensterscheiben, die Kerze schwelte — brach es unaufhaltsam aus, und willig, hingegeben schlug er in die Tasten, was ihn fast zu Boden beugte. Fortissimo, immer dieses Pochen und Klopfen und Rufen „Ich bin noch

da. Wie ein Schatten schleiche ich an den Wänden vorbei. Ich habe dich nicht vergessen, wenn du mich auch abzuschütteln suchst. Ich bin noch da!“

Und während er mit aufgerissenem Herzen die Tasten bewegte, klagend, gebückt, überkam ihn mit eins die alte heldische Kraft, die jauchend die schwere Bürde trug.

„Ich habe die Kraft. Die Kraft ist die Kunst; sie ist das, was ich jetzt tue, die Töne, die Träume, die Brücke, die aus der fluchbeladenen Tiefe hinauf zur Sonne führt, ich habe noch Kraft, indem ich jene Leiden aus mir erlöse und forme, auch ich bin noch da, die Kraft ist noch in mir!“

Still und kräftig glitt das Thema hinauf. Wie der Flug des Adlers.

So wuchs die fünfte seiner Symphonien.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gewehr.

Skizze von Emmy Kraetke-Rumpf.

Eilig betrat der Regisseur Fred Willmann das Zimmer des Direktors Wendt der F.A.G. „Gut, daß ich dich allein treffe, ich habe eine Idee, eine Idee, die wird uns 'rausreißen.“

Der gelangweilte Zug im Gesicht des Direktors schwand, neugierig sah er auf: „Na, schieß mal los, Fred!“ Während Willmann, um die Spannung noch zu erhöhen, sich langsam eine Zigarette anzündete, schrillte der Fernsprecher. Der Direktor griff nach dem Hörer, und sein Gesicht bekam einen gequälten Ausdruck. „Also, der Film „Kameraden“ kann so nicht gedreht werden. Ich muß erst mal mit dem Verfasser Rücksprache nehmen. Es fehlt, wie ich leider erst jetzt richtig erkenne, die unbedingt notwendige Bindung zwischen dem Kriegserlebnis und der Gegenwart. Ich kann Ihnen das augenblicklich nicht in der Eile auseinander setzen. Kollege Willmann wartet hier zu einer Besprechung auf mich. Jedenfalls sind die Proben aufzuschieben.“

Der Regisseur hatte zustimmend genickt und erklärte, als der Direktor den Hörer auflegte: „Gerade wegen dieses Unglücksfilms der F.A.G. bin ich hier. Ich schlendere da so gestern durch die Bergstraße und sehe dicht bei der Post eine Menschenansammlung. Ganz gegen meine Gewohnheit trete ich näher. Ich kann noch nichts erkennen, da höre ich schon eine eigenartige Musik. Für Geige hielt ich es und war erstaunt über das künstlerische Spiel. Ich drängte mich etwas nach vorn und sah einen Menschen im feldgrauen Mantel, mit großem, klarem Gesicht, in das die Not ihre Linien gezeichnet hatte. Zwischen seinen Knien hielt er ein Gewehr, das er durch Seitenbespannung zu einer Art Cello umgebaut hatte. Ich nahm das Bild dieses Mannes ganz in mich auf. Ich könnte dir sofort die Szene stellen. Und mit einem Mal, blitzartig kam mir der Gedanke: Das muß in unsern Film! Ich trat also auf den armen Künstler zu und bat ihn, mir in ein Kaffeehaus zu folgen, da ich Arbeit für ihn hätte. Er sah mich erst mißtrauisch an; die Sechser waren gerade reichlicher in seine Mütze geflossen. Aber er ging mit. Bei Kaffee und Zigarren wurde er gesprächig und erzählte die Geschichte des Gewehrs. In Masuren schlug er mit dem Kolben seinen jungen Leutnant aus einer Horde Russen heraus. Er hofft im stillen immer noch, den Geretteten, der sich für ihn verwenden wollte, irgendwo mal wiederzusehen. Wie der Mann erzählen konnte! Ich sah das alles vor mir. Erst dachte ich daran, ihn, der wirklich hochkünstlerisch spielt, im Tonfilmorchester bei uns unterzubringen; aber je länger ich mir sein im Gespräch belebtes Gesicht ansah, desto klarer wurde es mir: Der Mann muß sein Erlebnis spielen! Das wird etwas anderes als die ewig gleichen Masken unserer Prominenten, die jeder kennt.“

Der Regisseur hatte sich so in Eifer geredet, daß er gar nicht merkte, wie Wendt die Augen mit der Hand bedeckte und scheinbar ganz abwesend war. Erst als eine Stille eintrat, fuhr der Direktor wie aus einem Traum auf: „In Masuren sagst du? Mit dem Kolben . . .?“ Die Finger glitten über die breite Narbe, die sich über die Stirn hinzog. „Sag mal, wie heißt der Mann?“

„Mack heißt er, und draußen im Vorzimmer wartet er.“ Damit war Willmann zur Tür hinaus.

Wendt stürmte ihm nach: „Werner Mack, der längst Totgeglaubte?“

„Jawohl, Herr Leutnant!“ Das Cello-Gewehr schulternd, stand der Geiger da und konnte nicht verhindern, daß es ihm heiß in die Augen stieg.

Willmann, der sofort den Zusammenhang erfaßte, rief begeistert: „Kinder, jetzt haben wir auch den Schluß für unsern Film, und morgen fangen wir an zu drehen!“



Bunte Chronik

* **Wird der Große Salzsee zum Süßsee?** Mit einem interessanten Projekt beschäftigt man sich seit einiger Zeit in den Vereinigten Staaten. Handelt es sich doch um nichts Geringeres, als den Großen Salzsee im Staate Utah — zunächst teilweise — in einen Süßwassersee umzuwandeln. Man plant zu diesem Zwecke von der über 6000 Quadratkilometer großen Wasserfläche etwa ein Drittel durch Deiche abzutrennen. Dieser Teil ist so gewählt, daß in ihn die wichtigsten in den Großen Salzsee sich ergießenden Flüsse münden, deren Wassermenge genügen dürfte, das Salzwasser aus diesem abgedichteten Seeteile zu verdrängen, so daß es nach etwa anderthalb Jahren völlig durch Süßwasser ersetzt sein würde. Der Bau der Deiche bietet keinerlei Schwierigkeiten, da der See nur eine Durchschnittstiefe von vier Metern aufweist und außerdem die in ihm liegenden Antilopen- und Fremont-Inseln mit verwandt werden können. Der praktische Wert des Planes liegt darin, daß nach seiner Durchführung das Süßwasser weitgehend zur Bewässerung der heute dürren Umgebung nutzbar gemacht werden könnte.

* **Zwei Jahre Gefängnis, weil er Millionär war.** John Priest hieß einer der vielen kleinen Angestellten, die in den Londoner Finanzämtern ihre Ärmel in achtstündiger täglicher Schreibarbeit durchscheuern. Eine Null wie alle anderen, froh, wenn er von seinem kleinen Gehalt leben konnte. Das war John Priest, wie ihn seine Vorgesetzten und seine Kollegen kannten. Dann gab es aber noch John Priest, den sechsfachen Millionär. Nur wußte außer ihm selbst niemand, daß er sich im Laufe der Jahre durch geschickte Spekulationen mit Grundstücken ein ungeheures Vermögen verdient hatte, das nun bei verschiedenen Banken hinterlegt war. John Priest hätte wahrscheinlich noch lange Jahre den bescheidenen Angestellten weiter gespielt, hätte nicht eine Revision, die das Finanzamt bei einer Bank vornehmen ließ, seine Millionen ans Tageslicht gebracht. Anstatt ihn aber zu seinem Glück zu beglückwünschen, strengte der Fiskus gegen den armen Millionär einen Prozeß wegen Steuerhinterziehung an, und die Folge davon war, daß John Priest vor ein paar Tagen auf zwei Jahre ins Gefängnis geschickt wurde und außerdem drei Millionen Strafe zahlen mußte. Seine restlichen Millionen will freundlicherweise inzwischen der Staat verwalten.

Lustige Rundschau



* **Stoßseufzer.** „Weeßte, Emil, et jiebt doch keene ehrlichen Menschen mehr. Neulich klau ick 'ne Uhr, steht drauf: Echt Jold, und wie ick nach Haus komme, is se falsch!“

*

* **Unglücklich ausgedrückt.** Es war Gesellschaft beim Großkaufmann X. Spät am Abend fand sich ein Herr ein, der mit einer der anwesenden Damen verheiratet war.

„Ich komme nur, um meine Frau abzuholen“, sagte er zur Wirtin

„Aber, lieber Herr Krause“, erwiderte die Wirtin, „warum sind Sie denn nicht schon früher gekommen?“

*

* **Verlaß.** Der mutige Mieter erklärte: „Ich kann diesen Monat meine Miete nicht zahlen.“

„Das haben Sie doch schon vorigen Monat gesagt.“

„Na und? Habe ich es nicht gehalten?“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.